Zeitschrift: Berner Taschenbuch
Herausgeber: Freunde vaterländischer Geschichte
Band: 21 (1872)

Artikel: David Müslin
Autor: Haller, A.
Kapitel: Müslin's Wirken in Bern bis zur Helvetik
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-123352

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 21.08.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

„Aufenthalt in der Stadt auf das Land zurückkehren zu „können.[1]) Es wäre auch ohne die dazwischen ausgebrochene „Revolution gewiß geschehen."

Müslin's Wirken in Bern bis zur Helvetik.

Der Eintritt Müslin's in sein neues Amt fand bald nach Ostern 1782 statt. Er führte sich selbst ein mit einer Predigt über 1. Cor. IV. 1. 2. Es war damals in Bern, nachdem der Schrecken über den Burgerlärm längst überwunden und das Gefühl der Sicherheit wieder zurückgekehrt war, einerseits die Geschlechterherrschaft in ihrer vollsten Blüthe, aber auch zugleich in ihrer starrsten Form; andererseits war doch eine gewisse mildere Praxis eingekehrt, die sich unter Anderem auch darin offenbarte, daß der verbannten Familie des Handelsmanns Daniel Fueter die Rückkehr in's Vaterland gestattet worden war. Immerhin war die Stellung der Stadtprediger und namentlich der Prediger am Münster dieser Aristokratie gegenüber keineswegs eine leichte. Sie sollten einem Publikum predigen, welches großentheils aus den regierenden Familien bestand, und daher auch dem Predigenden gegenüber das Gefühl der bürgerlichen und

---

[1]) Die Predigerstellen in der Stadt waren damals oft der Weg, auf dem ihre Inhaber zu den einträglichen Pfarreien auf dem Lande gelangten. Manche Pfarrer am Münster verließen die Stadt wieder, um nach Kirchdorf, Oberwyl bei Büren, Ins, Walperswyl, Vinelz u. s. w. zu ziehen, und dort in der Stille des Landlebens ihre alten Tage zuzubringen. Mit einigen Predigerstellen in der Stadt waren auch sogenannte Sprechrechte, d. h. das Recht, gewisse Pfarreien bei ihrer Erledigung anzusprechen und zu erhalten, verbunden.

gesellschaftlichen Superiorität in sich trug. Außerhalb der Kirche trat dieser Gegensatz dann auch schroff genug hervor. Noch im Jahre 1796, also nach bereits vierzehnjährigem Wirken in Bern, schreibt Müslin an Lavater, der ihn um seine Verwendung bei einzelnen Regierungsmitgliedern in einem Geschäfte ersucht hatte: „Ich bin hier ein viel zu unbedeutendes Individuum, als daß ich zumal in einem solchen Geschäfte auf unsere vielvermögenden Männer etwas zu wirken vermöchte. Wir haben hier keine Zürcher-, sondern nur Berner-Magistraten, d. h. hoch, hehr und stolz. Ich habe überhaupt wenig Verkehr mit ihnen, so daß ich neulich einen antraf, der erst noch fragen mußte, ob ich nicht Herr Helfer Müslin sei. Ein Beweis, en passant, von ihrer Gottesdienstlichkeit!" Müslin trat übrigens am Münster in einen Kreis von höchst ehrwürdigen, trefflichen Männern. Erster Pfarrer und Dekan des Bernkapitels war Johannes Wyttenbach, zweiter Pfarrer Daniel Stapfer, beide weniger durch Predigerbegabung, als durch Gelehrsamkeit ausgezeichnet; dritter Pfarrer war Abraham Rengger, als vorzüglicher Prediger weit und breit berühmt, wie der am Ende des XVIII. Jahrhunderts in Bern sehr bekannte Reim beweist:

Struensee und Brandt,
Der Rengger und der Elephant[1])
Sind in der ganzen Welt bekannt.

Der verdienstvolle Göttinger Theologe Dr. Leß soll auf einer Schweizerreise in Bern sein Zuhörer gewesen sein und erklärt haben, wenn man Herrn Rengger auf der Kanzel sehe und höre, so glaube man einen Patriarchen zu sehen

---

[1]) Der im Hausgange der Zunft zu Schuhmachern gemalte Elephant.

und zu hören. Müslin sagt von ihm, als er in einer Predigt seines Ende Januars 1794 erfolgten Todes erwähnt: „Ach wir haben ihn verloren, den Mann, der seit so vielen Jahren die Stelle eines Religionslehrers an dieser Gemeinde verwaltet, sie mit Würde und Segen verwaltet hat, aus dessen hellen, lichtvollen, rührenden Vorträgen wir nie unbelehrt, kalt und ungerührt weggingen, dessen aufgeklärte Religionsbegriffe unseren Verstand bereicherten, während seine warme Beredtsamkeit das Herz mit sich fortriß."

Weniger bedeutend als Prediger und darum auch als solcher wenig geschätzt, war der erste Helfer Johannes Wyß, der Verfasser des bekannten und vielgelesenen schweizerischen Robinson. Naturkunde war mehr seine Sache als Theologie. Der zweite Helfer Beat Ludwig Mesmer war ein Mann von mildem frommem Sinn, in Predigt und Seelsorge der Gemeinde theuer.

Durch sein neues Amt ward Müslin auch Mitglied und zwar jüngstes Mitglied des Kirchenconvents, dessen Obliegenheiten und Befugnisse damals im Ganzen dieselben waren, wie sie noch in der Predigerordnung von 1824 aufgezählt sind. Im damaligen Kirchenconvent saßen nun namentlich zwei Männer, welche, wie Rengger, die allgemeinste Achtung in der Stadt genossen. Der eine war der schon oben erwähnte erste Professor der Theologie Johannes Stapfer. Neben seiner Gelehrsamkeit und seiner großen Herzensgüte waren es seine Predigten, die ihn besonders dem Kirchenpublikum werth machten. Er hatte freilich nur drei- bis viermal im Jahre zu predigen; aber um desto größer war auch die Zahl seiner Zuhörer. Zeitgenossen rühmen seine schöne und würdevolle Haltung, seine deutliche, anmuthige Stimme und seinen fließenden Vortrag; er habe Gründlichkeit ohne Ueberladung, Popularität ohne Pöbelhaftigkeit,

Herzlichkeit ohne Schwärmerei, hohen sittlichen Ernst ohne Satyre und Bitterkeit besessen. Von diesen Eigenschaften legen seine Predigten allerdings noch jetzt Zeugniß ab. Der andere ausgezeichnete Mann, der ebenfalls mit Müslin im Kirchenconvente saß, war der damalige Pfarrer an der Nydeck, Samuel Hopf. Ein Zeitgenosse sagt von ihm: Er war ebenso beliebter Prediger als allgemein verehrter Seelsorger. Alles an ihm, sein Aeußeres, sein persönlicher Karakter, sein Amtseifer, sein Umgang erweckte Liebe, Zutrauen und Ehrerbietung gegen ihn. Hagedorn's Gedicht: „Karakter eines würdigen Predigers", sei nach seinem Tode, als das treffendste Bild seines Wesens, auf ihn durch Einschaltung seines Namens angepaßt und zu seinem Andenken gedruckt worden.

Die Arbeiten und Verrichtungen des Helferamts am Münster waren durch die sogenannte, im Laufe des XVIII. Jahrhunderts wohl zehnmal veränderte, Helferordnung bestimmt, und bestanden hauptsächlich in Nachmittagspredigten am Sonntage und in der Woche, sammt fast täglichen Gebeten, sowie in Samstags-Frühpredigten im Münster, ferner in Früh- und Nachmittagspredigten, Sonntags- und Wochenkinderlehren in der Predigerkirche, [1]) endlich in Gebeten, Kinderlehren und Predigten im Siechenhause, jetzt Außerkrankenhaus genannt. Die Funktionen alternirten natürlich zwischen den drei Helfern. Alle, auch die unwichtigsten Abänderungen dieser Ordnung geschahen durch „Räth und Burgerliche Erkanntnuß" oder wurden von „Meinen Gnädigen Herrn und Oberen" beschlossen und verordnet. Als Kuriosum mag hier auch beigefügt werden, daß zu der am Donnerstag nach der Morgenpredigt mit den Knechten und Mägden zu haltenden

---

1) Der jetzigen französischen Kirche.

Katechisation, die „Feuergschauer" je auf Lichtmeß und Jakob dem obersten Helfer eine „exakte Specifikation der Hausdiensten" einzuliefern hatten, laut einer bereits im Jahre 1685 erlassenen und nachher mehrmals erwähnten „Feuergschauer-Instruktion von Ihr Gnaden". Ja noch mehr! Laut einer „Instruktion für die Herren Kirchenälteste und Herren Seelsorger der fünf Quartiere", in welche die Stadt eingetheilt ward, wurden die Feuergschauer den Herren Seelsorgern untergeben, um ihnen bei Hausvisitationen zu Entdeckung verdächtiger Personen behülflich zu sein. Denn die Hausbesuchungen sollten sowohl von Helfern als Pfarrern nicht nur der Weg zur Seelsorge sein, sondern auch „solche Personen zu entdecken, die sich nicht nur verdächtig gemacht, sondern so stark vertrabet hätten, daß sie der Straf und Buße würdig möchten geachtet werden." Diese sollten denn auch von den Kirchenältesten und Seelsorgern dem gebührenden Richter verleidet werden.

Ueber seine amtliche Thätigkeit und daherige Pastoral-Erfahrungen in Bern enthält das sonst so ausführliche Tagebuch Müslin's leider durchaus keine Nachrichten. Wir müssen uns daher mit dem begnügen, was er uns über seine häuslichen Ereignisse mittheilt. Bald nach seinem Amtsantritt in Bern den 27. Mai 1782 wurde ihm seine ältere Tochter, Marianne, und den 17. August 1784 der einzige Sohn, Fritz, geboren. Die Geburt dieses Knaben erfüllte ihn mit den frohesten Hoffnungen. Er spricht sich darüber in seinem Tagebuche folgendermaßen aus: „Ich komme von der Taufe „meines Kindes zurück. Wie wohl es mir da war und wie „inbrünstig ich beten konnte, das ist nicht zu beschreiben. Ja, „ich will sie halten, die zum Himmel gesendeten Gelübde, „das Kind zu einem rechtschaffenen Manne zu bilden. Gott

„wird mir helfen, er ist sein Vater mehr als ich. Ach, daß „du zu meiner Freude aufwüchsest, mein Sohn! Daß du der „Trost meines Alters würdest, meine Ehre, mein Ruhm! „Daß du, wenn ich frühe euch verlassen sollte, deiner Mutter „Segen würdest und sie für meinen Verlust schadlos hieltest!“ Doch bereits am 31. März 1786 starb dieser Knabe. Müslin legte seinen männlichen Schmerz im Tagebuch nieder mit den Worten: „Diesen Morgen um halb sieben Uhr entschlief das „liebe, unaussprechlich liebe Kind. Der Herr ist weise und „gut. Nun ist mein Fritz versorget, und ich weiß gewiß, wo „er ist, wo er meiner wartet, daß ich ihn wiedersehen werde. „Um so viel leichter ist nun mein Abschied aus dieser Welt. „Das Band zwischen mir und ihm ist nicht zerrissen. Es ist „so ewig als unser Dasein. Ich bin noch sein Vater und „er noch mein Kind.“

Müslin erhielt keinen Sohn mehr. Dagegen wurde ihm den 12. April 1787 seine zweite Tochter, Lisette, geboren. Ueber die Grundsätze, welche ihn in der Erziehung seiner beiden Kinder, und namentlich des ältern, leiten sollten, spricht er sich in seinem Tagebuche mehrfach aus. Er wollte das Kind in keine Schule schicken, damit es vor leerem Gedächtnißwerk bewahret bleibe. Lesen, Schreiben und weibliche Arbeiten sollte es zu Hause lernen. Eine Kinderbibel wurde ihm in die Hand gegeben und von dem Vater, wie er sich ausdrückt, „ihrem menschlichen Inhalte nach“ erklärt, aber ohne je den Namen „Gott“ oder „Jesus“ zu nennen. Gebetet wurde mit dem Kinde nicht. Es sollte nicht wissen, was beten heißt, weil, wie Müslin in sein Tagebuch schreibt, beten, ohne vorhergegangene Begriffe von Gott, von Allwissenheit und Allmacht, Unsinn sei.

Merkwürdig genug für Müslin's damalige Erziehungs-Grundsätze ist folgende Stelle in seinem Tagebuche: 27. Mai

1787: „Liebes Kind! Von heute über's Jahr, wenn ich „lebe, werde ich dich mit der Religion bekannt machen, und „zum erstenmal mit dir beten. Aber heute fange ich an, „dich zur Höflichkeit zu erziehen. Ich muß dich zuerst den „Unterschied unter den Menschen und die Art, ihnen deine „Hochachtung zu äußern, kennen lehren, ehe ich dich den „Unterschied zwischen Gott und den Menschen und die beste „Art, ihm deine Ehrfurcht zu beweisen, lehren kann. Bis „heute beschäftigte ich mich bloß, dich zum Gehorsam zu ge„wöhnen. Aber von heute an sollst du alle Erwachsenen „ehren." Müslin versteht nämlich unter diesem „ehren" die Anrede mit Sie, welche nun auch gegenüber den Eltern für das Kind zum Gesetze gemacht ward. Dabei bekennt er, wie wehe es ihm gethan, dem Kinde das kindliche wohlklingende Du zu untersagen, und es von nun an in einer gewissen ehrerbietigen Entfernung von sich zu halten!

Den 27. Mai 1788, am achten Geburtstage des ältern Mädchens, begann nun dessen Erziehung zur Religion und zwar auf feierliche Weise. Er nahm das Kind mit seiner Mutter zu sich auf sein Zimmer, erklärte ihm dort, warum er es so alt habe werden lassen, ohne es beten zu lehren, hieß es zwischen den Eltern niederknieen und betete nun mit ihm, bis es laut zu schluchzen und zu weinen anfing, und fast nicht aufhören konnte.

Es mußte jedoch auch Müslin hier erfahren, daß solche gewaltsam herbeigeführte Erschütterungen nicht die geglaubte plötzliche Frucht bringen, sondern im Gegentheil oft von einem höchst ungünstigen Rückschlage begleitet sind. Gerade an jenem Vormittage betrug sich das Kind höchst störrisch und ungehorsam und mußte bestraft werden. Er bemerkt in seinem Tagebuche: „Nie hat mich noch etwas so sehr über-

„nommen und gekränkt, wie dieses! Und so unmittelbar „auf die rührendste Scene seines Lebens!"

Es drängt sich hier von selbst die Frage auf: Hat Müslin dieses Erziehungssystem auch bei dem jüngeren Kinde durchgeführt? Freilich! Unbegreiflich genug ging er in der Erziehung des jüngern Mädchens noch weiter. Bei diesem ließ er erst im vierzehnten Jahre die Religion als einen Faktor in der Erziehung eintreten. Zum Glück wird sich die Religion von selbst und auf anderen Wegen als erst durch des Vaters Unterricht geltend gemacht haben, wie er es schon bei dem älteren Kinde erfuhr, von dem er, ehe jene feierliche Einführung in die Religion stattfand, bekennen muß: „Unbegreiflich ist mir, wo mein Kind, noch nicht völ„lig 4 Jahre alt, seine Begriffe über Gott, Himmel und „dergleichen hernimmt, da ich mich aus guten Gründen sorg„fältig hüte, ihm etwas von diesen ihm viel zu hohen Dingen „zu sagen." So unbegreiflich war es doch wirklich nicht, denn von andern Einflüssen abgesehen, wird wohl die Mutter das Ihrige dazu beigetragen haben.

Die Abneigung Müslin's, seine Töchter in die öffentliche „Lehr", d. h. Schule zu senden, veranlaßte ihn im Jahre 1792, eine Privatschule für Mädchen der mittleren und höheren Stände oder, wie man sie damals nannte, ein „Institut" zu gründen, dessen Leitung er übernahm und in welchem er den Religions- und Konfirmanden-Unterricht ertheilte. In einem Briefe an Joh. Kasp. Lavater in Zürich vom 19. Dezember 1793 sagt er: „Diese Schule ist die „größte Freude meines Lebens. Bald habe ich noch eine, „dann werden da 40 Mädchen so zweckmäßig als möglich er„zogen, daß sie das Welschland, das an unserem Sittenverderb„niß so viel Schuld hat, gänzlich ersparen können." Er

leistete allerdings damit einer Anzahl Familien in Bern einen großen Dienst, und es gingen auch aus diesem Institute eine Zahl ausgezeichneter Mütter hervor, welche, wenn sie auch nicht, wie Müslin mit seiner ältern Tochter und anderen Schülerinnen beabsichtigte, Lehrerinnen wurden, doch ihr Pfund im Leben nicht vergruben.

Das Privatleben Müslin's war in dem ersten Jahrzehnd seines Wirkens in Bern ein sehr ruhiges und stilles. Sein Amt gestattete ihm viele Muße, die er zu Ferienaufenthalten bei befreundeten Predigern auf dem Lande und namentlich im gastfreundlichen Pfarrhause seiner Schwiegereltern zu Sigriswyl benutzte. Fast täglich trank er, besonders in den spätern Jahren, seinen Nachmittagskaffee entweder bei einer ehrwürdigen und geistvollen ältern Dame aus den höhern Ständen oder bei dem Bruder seines Schwiegervaters, dem Weißgerber Rohr an der Matte. Ja, er erwähnt in seinem Tagebuche vom Jahre 1791 sogar, daß er im Sommer dieses Jahres öfter mit seinem älteren Töchterchen in's Krauchthal gewandert sei, daselbst dem Fischen obzuliegen. Es war eben die der französischen Revolution unmittelbar vorhergehende Zeit, eine Zeit des tiefsten Friedens. Krieg war ein eben so undenkbares Wort, als eine undenkbare Sache. Auch der Ausbruch der französischen Revolution, deren Anfänge Müslin wie viele Zeitgenossen von Kopf und Herz billigte, ließ noch keinen Krieg ahnen, obschon sie in Bern immerhin beunruhigte. Aber als die Zustände Frankreichs immer zügelloser wurden und am 20. April 1792 Ludwig XVI., gezwungen von der Nationalversammlung, seinem Neffen Franz, dem jungen Könige von Ungarn und Böhmen, den Krieg erklärte, da erfüllte Schrecken alle Gemüther, und alle einigermaßen Einsichtigen ahnten, es möchte damit die Losung des Krieges auf viele Jahre

gegeben sein. Einen Ausdruck dieses Schreckens und dieser Ahnung finden wir auch in Müslin's Tagebuch vom 6. Okt. 1792. Er schreibt dort: „Liebe Kinder, wer hätte glauben „sollen, daß in euerem Tagebuch jemals das Wort Krieg „vorkommen, und daß ich euch aus Furcht vor diesem Uebel „von mir entfernen würde. Aber nun ist wirklich dem so. „Wenige Tage müssen nun entscheiden, ob wir von den Fran„zosen werden angegriffen werden. Die ganze Stadt ist in „der größten Angst. Schon macht man Anstalten, sich mit „seinen besten Sachen zu flüchten. Sobald ihr und euere „Mutter in Sicherheit seid, sind meine besten Sachen ge„borgen. Ich lasse euch zu Sigriswyl. Ich aber bleibe „auf meinem Posten und erwarte, welcher Theil der allge„meinen Leiden mir zu tragen bestimmt sei."

Doch das von Frankreich drohende Ungewitter ging diesmal an den Grenzen vorüber und die Gemüther in Bern beruhigten sich einigermaßen. Auch Müslin beruhigte sich und nahm seine Arbeiten wieder auf, zu denen neben seinen amtlichen Funktionen sich bereits im Winter von 1791 auf 92 eine neue außeramtliche gesellt hatte, nämlich seine Vorlesungen als Religionslehrer am Institut für die sogenannte „politische Jugend", d. h. an der für die Söhne der regierenden Familien im Jahre 1787 errichteten besondern Unterrichtsanstalt.

Dieses sogenannte politische Institut gehört recht eigentlich zur Signatur der zwei letzten Decennien der Patrizierherrschaft des alten Bern. Hören wir, was Bern's Geschichtsschreiber von Tillier über die Veranlassung zur Errichtung dieser Anstalt uns mittheilt. „Schon längst, sagt er, war „das Bedürfniß einer zweckmäßigeren und sorgfältigeren Er„ziehung Derer, die vorzugsweise zu öffentlicher Wirksamkeit „berufen waren, von allen denkenden Staatsmännern aner-

„kannt worden und dennoch hatte man diese Erziehung bis „jetzt auf eine beinahe unglaubliche Weise vernachlässigt. „Die mangelhafte Einrichtung der Schulen sowohl als der „Aufenthalt vieler Familien auf dem Lande während eines „Theils des Jahres oder oft während mehreren Jahren auf „auswärtigen Aemtern, bei Einigen auch eine Abneigung „gegen den Umgang ihrer Kinder mit den Kindern geringerer „Burger, waren Schuld, daß Vornehmere ihre Söhne wäh„rend des Knabenalters mehrentheils Studenten oder Kan„didaten der Theologie als Hauslehrern zum Unterrichte „übergaben, die, selbst nur dürftig mit Kenntnissen ausge„stattet, eher den Eltern in wirthschaftlichen Dingen behülf„lich zu sein, als ihre Söhne zu erziehen verstanden. Hatten „dann diese die Jahre erreicht, wo sich kein Hauslehrer weiter „bei ihnen in Ansehen halten konnte, so wurden die meisten „ohne weitere Aufsicht sich selbst überlassen und nur wenige „auf deutsche Hochschulen oder auch in die Pfeffel'sche Anstalt „nach Kolmar geschickt. Viele wußten dann später nichts „Besseres vorzunehmen, als ihre Zeit mit Weibern oder „anderen gleich unfähigen Altersgenossen zu vertändeln, bis „der Eintritt in den Großen Rath sie oft sehr unvorbereitet „zu den Geschäften rief." Ja, das war die Erziehung der sogenannten „Degeli-Jugend". Ihr Mißstand hatte denn auch bereits im Jahre 1768 einen Auftrag an den Schulrath hervorgerufen, für die Jugend des politischen Standes eine wissenschaftliche Beschäftigung auszumitteln, doch ohne Resultat. Einen neuen Anstoß gab Karl Viktor von Bonstetten's Schrift über die Erziehung der bernischen Patrizier. Die von ihm vorgeschlagene Erweiterung der Akademie zur Hochschule, was das Einfachste und Natürlichste gewesen wäre, fand nicht Anklang, wohl aber der im Anfang des Jahres 1786 aufgetretene Vorschlag der Professoren Tscharner, Ith

und Wilhelmi zu Errichtung eines von der Akademie getrennten „Instituts für die politische Jugend."

Die Lehrfächer waren theils vorbereitende, wie Religion, deutsche und lateinische Sprache, Universalgeschichte, Statistik, theoretische Philosophie, Moralphilosophie und Einiges aus Mathematik und Physik, theils sogenannte politische Wissenschaften, wie vaterländische Geschichte, bürgerliches, römisches und vaterländisches Recht, Politik, Kameralwissenschaft und endlich praktische Anleitung in der Kunst des gerichtlichen Vortrages, und das Alles für junge Leute vom 14. bis zum 18. Altersjahre, denen, weil sie meistens keinen soliden Schulunterricht genossen hatten, die nöthigen Vorkenntnisse fehlten!

Dieses Institut wurde auf Martini 1787 und zwar den Patriziern von Bern, den Munizipalen und den Kantons- und Landesfremden von Stande eröffnet. Die dem Kirchendienste sich widmenden Jünglinge waren natürlich ausgegeschlossen.

Den Religionsunterricht an dieser eigenthümlichen Anstalt gab zuerst Herr Pfarrer Rengger, dann im Winter von 1790—91 Herr Helfer Mesmer und von 1791 an Müslin. Er begann seine Vorlesungen den 19. November dieses Jahres. Dieselben hielten die Mitte zwischen wissenschaftlicher und praktischer Behandlung theils mehr ethischer, theils mehr religiöser Gegenstände. Sie waren nicht Predigten noch Katechisationen, aber auch nicht dogmatische Vorlesungen, sondern Vorträge, in welchen er bald mehr die Peripherie, bald mehr das Zentrum des christlichen Glaubens und Lebens berührte. Während er in dem einen Winter über die Bestimmung des Menschen, über Unsterblichkeit, Nothwendigkeit einer Offenbarung und ähnliche Gegenstände sprach, so machten hingegen während eines andern wesentlich

christologische Fragen den Hauptgegenstand aus, und in einem dritten sind es hauptsächlich ethische Gegenstände, wie: über die Verirrungen des Sinnlichkeitstriebes, über die Keuschheit, den Ehrtrieb und das Spiel, die behandelt werden. Leider sind von diesen Vorlesungen bei weitem nicht alle mehr vorhanden, so daß der dabei befolgte Plan nicht mehr ersichtlich ist. Einen Theil seiner Vorlesungen bildet seine kleine, erst 1811 erschienene Schrift: „Geist der christlichen Glaubens- und Sittenlehre". Wenn Müslin in seiner ersten Vorlesung sich freimüthig und scharf gegenüber seinen Zuhörern über den Unfleiß und die wenige Dezenz ausspricht, mit welcher die Vorlesungen seiner Vorgänger seien angehört worden, so mußte er, nach mehr denn einem Eingangswort seiner noch vorhandenen Vorlesungen zu schließen, dieselben Erfahrungen auch machen. Er hatte offenbar eine sehr übermüthige Jugend vor sich, welche zu unterrichten keineswegs angenehm war. Die von ihm eingeführte Methode, theils vor jeder Vorlesung eine Analyse derselben zu diktiren, theils an die Vorlesungen sich anschließende Fragen zur schriftlichen Beantwortung in die Feder zu geben, — war nicht nach dem Geschmacke seiner Zuhörer, welche sich die eine wie die andere Arbeit ersparen wollten.

Bezeichnend sind folgende Worte, mit welchen er die Vorlesungen des Winters von 1794—95 schließt: „Wenn wir keinen andern Beweis hätten, ruft er aus, wie Bern sich von Jahr zu Jahr verschlimmert, so wäre es die Bemerkung, daß die gleiche Progression in der Abnahme der Zuhörer beim öffentlichen Gottesdienste sich auch in diesem Saale zeigt. Noch vor zwei Jahren waren nicht selten bei 30 Auditoren versammelt; — wie wenige hingegen diesen Winter über gewesen seien, das wissen Sie, meine Herren, so gut als ich, und es war um so auffallender, je weniger

man von meiner Inauguralrede[1]) diese Wirkung hätte erwarten sollen."[2])

Der Untergang des alten Bern im Frühling des Jahres 1798 machte dem politischen Institute, welches übrigens durch den Abgang mehrerer der bedeutendsten Lehrer dem Erlöschen nahe war, ein plötzliches Ende.

Das Herannahen dieser Katastrophe Berns, welche sich am 5. März 1798 durch den Sieg der Franzosen im Grauholz und die darauf folgende Uebergabe der Stadt vollzog, war für Müslin keineswegs unerwartet. Er hatte schon in den vorhergehenden Jahren, namentlich aber in mehreren Predigten des Jahres 1797 mit wahrhaft prophetischem Geiste ein über Stadt und Land kommendes Gericht verkündigt. Er erkannte vollständig die unter dem äußern Schein von Glück und Wohlergehen des Staates vorhandene Fäulniß. „Heil uns, sagt er in der Weihnachtspredigt von 1794, daß der Sturm, der dicht an unserem Weinberge vorüberwüthet, nicht uns bestimmt scheint, nicht zwar, als bedürften wir keiner Reinigung; nicht als wären die Tugenden unserer Väter durch die lange Stille und durch den heißen giftigen Zufluß fremder Beispiele nicht der Vermoderung nahe; nicht als wären keine unter uns, — die die Tempel geschlossen, das Christenthum abgeschafft, und die Lehrer desselben abgedankt wünschen."

---

[1]) Gehalten den 17. Nov. 1795 über: Unentbehrlichkeit der Verstandesausbildung für den Bürgerstand.

[2]) Woher L. Lauterburg (Berner Taschenb., Jahrg. 1853 S. 371) die Notiz hat, Müslin habe von 1791—1798 einen theologischen Lehrstuhl an der Akademie innegehabt, ist unbegreiflich und wohl nur eine Verwechslung mit seinem Lehramte am politischen Institute. Jedenfalls ist jene Notiz durchaus unrichtig.

Wahrhaft erschütternd ist seine Bettagspredigt des Jahres 1797 über Ezech. XX. 13, in welcher er „über den Einfluß der Sonntagsheiligung auf Sittlichkeit und Volkesglück" mit einer bewunderungswürdigen Freimüthigkeit sprach und dabei in folgende Klage ausbricht: „Wenn es den Beamteten nicht mehr um ihre Pflicht, sondern bloß und einzig um ihr Einkommen zu thun ist, — wenn sie sich stillschweigend unter einander einverstehen, ihre Obern durch Schweigen oder durch falsche Berichte zu täuschen, — wenn die Regierung sich endlich mit lauter Schurken umringt sieht, die an keinen Gott und keine Hölle glauben und durch vielleicht nur unvorsichtig entfallene, Reden ihrer Obern aufgemuntert oder verführt, die Diener der Religion als eine lästige und überflüssige Menschenklasse, und die Religion, die sie lehren, als Fabelwerk anzusehen gelernt haben, wer will und wie soll man ein solches Volk regieren! Es ist einer am fruchtbaren Abhang eines feuerspeienden Berges liegenden Provinz ähnlich, deren Reichthum zwar eben durch das unter ihr brennende Feuer verdoppelt wird, die aber auch aus eben dieser Ursache keinen Augenblick sicher ist, daß es nicht jetzt und aber jetzt ausbreche, und ihre sorglosen Bewohner unter ihrem Feuerstrom begrabe." — „Armes liebes Vaterland! Muß nicht das Herz jedes redlichen, — vielleicht redlicheren Bürgers, als mancher nicht ist, der doch das Mark des Landes in unthätiger Ruhe verzehrt, — muß es nicht bluten, das Schiff deiner Wohlfahrt zwischen zwei fürchterlichen Klippen zu wissen; — wie es geld- und herrschgierig alle Bande zerreißend und in seinen Eingeweiden wühlend, seinem Untergange zueilen wird, oder, wie es von seinen eigenen undankbaren, selbstsüchtigen Kindern feigherzig verlassen oder verrathen, durch feindliche Heere erobert, zur Sklavin erniedrigt und als eine solche mißhandelt zu werden, mit seiner ver-

lorenen Freiheit seinen Wohlstand beweinen wird." [1]) Welche Einsicht in die Staats-, Gesellschafts- und Volkszustände! Aber Niemand achtete auf diese Stimme, und wenn man von Seite der Regierung darauf achtete, so war es nicht selten, um solche Freimüthigkeit übel zu vermerken. „On est fort irrité contre vous", so stand in einem Zeddelchen, am Abend mehr als eines Bettages ihm in's Haus gesandt, geschrieben. Müslin ließ sich indessen nicht abhalten, zu rügen und zu warnen, so lange noch dem alten Bern Frist gegeben war. Seine Korrespondenz, namentlich seine Briefe an Lavater, geben von derselben Einsicht Zeugniß. Schon 1793 schrieb er ihm, das ganze Haupt sei krank, aber er dürfe es Niemand laut sagen. Der Rath habe durch eine förmliche Erkenntniß vor zwei Jahren schon alle Pfarrer und alle Ehrbarkeiten (Chorgerichte) von ihren aufhabenden Verbindlichkeiten entlassen, über die Heiligung des Sonntags zu wachen. „Jetzt, fügt er bei, können die Landvögte, die Pintenschenkrechte haben, so oft tanzen lassen, als sie wollen. Sie können sich denken, ob sie davon profitiren."

Welche Ursachen des tiefen Falls seiner Vaterstadt und des alten bernischen Staates er auch in der bisherigen Verfassung, neben den sittlichen Zuständen der regierenden Geschlechter, erkannte, zeigt die 1798 anonym erschienene, aber nach seinem eigenen Zeugniß von ihm verfaßte Schrift: „Bern, wie es war, ist, und sein wird."

Müslin hatte noch vor Berns Kapitulation seine Familie in's Oberland, d. h. seine Frau und seine jüngere

---

[1]) Diese Predigt ist 1797 auch im Druck erschienen. Sie ist in die Predigtsammlung Müslin's ebenfalls sogar zweimal aufgenommen worden. Jedoch wurden dann die stärksten Stellen von der Censur gestrichen oder gemildert.

Tochter in's Pfarrhaus Sigriswyl und seine ältere Tochter in die Landschreiberei Interlaken gesandt, wo diese aber erst recht vom Regen in die Traufe kam und, wenn sie sich nicht der Mißhandlung durch das furchtbar aufgeregte Volk aussetzen wollte, mit den übrigen dort anwesenden Bernerinnen den feierlichen, oder besser gesagt, lächerlichen Umgang um den Freiheitsbaum mitmachen mußte, eine der neuen Freiheit gebrachte Ovation, welcher der Vater sie gerade hatte entziehen wollen. Sie flüchtete sich dann von Interlaken ebenfalls nach Sigriswyl. Persönliche Gefahren oder auch nur Schaden an Eigenthum erlitt Müslin nach seinem eigenen Zeugniß während und nach der Besetzung der Stadt durch die Franzosen gar nicht. Aber sein Gemüth litt bei dem Anblick der Revolutionsscenen namenlos. „Ach, schreibt er den 12. März 1798 an seinen Schwiegervater, an was alles werden wir uns gewöhnen, was alles entbehren lernen müssen! Auf jedem Platz der Stadt wird nun jeden Tag ein Freiheitsbaum gepflanzt, um welchen die provisorische Regierung en corps herumgehen muß und wo dann vom General eine Rede gehalten wird, die Herr Seckelmeister Frisching verdeutschen muß. Wie ihm dabei das Herz bluten muß, und wie es jedem guten Bürger blutet! Ach könnt' ich doch mit Frau und Kindern ausziehen und ein anderes Vaterland finden! Ich denke im Ernst daran. Aber erst muß ich wissen, was mir übrig bleibt, und ob das Emigriren nicht werde gehindert werden. — Es scheint, der Sieger wolle den ochsischen Plan durchsetzen und die Schweiz nach Frankreich umbilden. Das wäre für sie[1]) sehr bequem, für uns das größte Unglück. Jeder Tag bringt etwas Neues, das mich darnieder schlägt. Mein Herz leidet viel, sehr viel!"

---

[1]) nämlich für die Franzosen.